In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 66. Posen, den 20. März 1928. 2. Jahrg.

Bobsinen

Ein Sportroman von Irnfried von Wechmar.

10. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Kräftig fielen die Versammelten ein, rhythmisch, kurz, klang das „Heil" der Führer und ihrer auf Gedeih und Verderb mit ihnen verbundenen Mannschaften.

Und dann löste sich die Versammlung, stürmten die Ewigfragenden, die überall zu finden sind, den kleinen Sportwart. Doch der ließ sich auf nichts mehr ein; es stand ja alles in der Ausschreibung, und sie konnten doch alle lesen!

Draußen in der Halle saß die Baronin mit der Schwester des Langen.

Zwei „Bobsinen", typisch jede in ihrer Art und doch so grundverschieden voneinander.

Die Baronin ohne besonders ausgeprägtes sportliches Empfinden. „Bobsine", weil das so mit dazu gehörte, weil sie sich bewundert und beneidet fühlte, wenn sie — im Dreß der Mannschaft des jungen Führers — an den Zuschauern vorbei die Bahn herauf zum Start ging. „Bobsine", weil der Wintersport für sie nun einmal mit im Programm stand. Sie hatte jedesmal ein bißchen Angst vor dem Rennen, wenn sie auch die Gefahr nicht klar erkannte, in die sie sich begab, wenn sie auf dem Schlitten Platz nahm. Es war ja auch bisher immer alles glatt gegangen, und die paar Stürze im Training vor zwei Jahren waren glimpflich verlaufen. Auch diesmal würde nichts passieren, wenn auch die Bahn hier schwerer war als die, auf der sie sich bobsportlich die Sporen verdiente.

Die Baronin langweilte sich; sie fand keinen rechten Gesprächsstoff mit der Schwester des Langen. Nun saß sie, ein wenig abgespannt von den letzten Stunden, und betrachtete schweigend die Paare, die sich zu den Klängen einer Jazz-Kapelle durcheinanderschoben.

Und auch die Schwester schwieg. Auch sie war „Bobsine", aber von anderer Art als die ihr wenig sympathische Frau neben ihr. „Bobsine" nicht aus Eitelkeit, sondern aus Ueberzeugung. Das Bobfahren gehörte zu ihr im Winter wie die Turniere im Frühjahr und Herbst, wie Golf und Tennis im Sommer. Sie brauchte den Sport in jeder Gestalt und widmete sich ihm mit ganzer Liebe.

So fieberte sie auch jetzt der Meisterschaft entgegen, lauschte sie mit halbem Ohr immer wieder nach der Tür, hinter der die Bobfahrer zu ernster Führerbesprechung verschwunden waren. Am liebsten wäre sie mit dabei gewesen, aber sie konnte die Baronin nicht gut allein lassen, und dann — Frauen störten nur bei solchen Sitzungen, in denen im Eifer des Gefechts auch einmal ein hartes Wort fiel, das im Sport gebräuchlicher ist als anderswo.

Doch nun schien die Besprechung zu Ende.

Nach und nach kamen die Führer, Bremser und Mannschaften in die Halle zurück. Nur der Vorstand fehlte noch; doch der hatte wohl wieder eine der internen Sitzungen.

Wieder ging die Tür. Der breite Schatzmeister erschien, Arm in Arm mit dem kleinen Sportwart. Sie hatten sich vorhin nur flüchtig begrüßt und nahmen nun endlich die Gelegenheit wahr, ein paar Worte miteinander zu sprechen.

Langsam kamen sie auf den Tisch der Bobsinen zu und nahmen Platz. Interessiert erkundigte sich die Schwester nach dem Ergebnis der Besprechung. Bereitwillig gab der Kleine Auskunft.

Von den beabsichtigten Trainingsfahrten erzählte er, scherzend wiederholte er die vielen Fragen, die man immer wieder an ihn gerichtet hatte, über die Rede des mächtigen Sanitätsrats sprach er. Und merkte gar nicht, daß er sich schon seit längerer Zeit mit der Schwester allein unterhielt. Denn der Schatzmeister hatte, obwohl kein leidenschaftlicher Tänzer, die Baronin zum Fox aufgefordert, und war dann, zusammen mit dem Langen, der auch inzwischen aufgetaucht war, mit der Baronin in die Bar verschwunden.

Der Schwester war es recht, daß sie ein paar Minuten allein blieben; so konnte sie mit dem Kleinen ruhig sprechen, ohne befürchten zu müssen, daß der Lange durch eine abfällige Bemerkung den Frieden störte.

„Und wie beurteilen Sie Ihre Aussichten?"

„Das kann ich noch gar nicht sagen. Wenn der Schlitten das hält, was er bei den Probefahrten in Schlesien versprach, kann ich mit guten Hoffnungen ins Rennen gehen. Meine Mannschaft ist ausgezeichnet, die Bahn kenne ich genau, und ihr Zustand deutet darauf hin, daß wir gute Zeiten fahren werden.

Bei der großen Zahl tüchtiger Fahrer, die hier versammelt sind, ist eine Voraussage, wer die Meisterschaft gewinnt, natürlich außerordentlich schwer."

„Hat der Lange mehr Chancen als Sie?"

„Natürlich! Er ist ein alter Führer mit Bombennerven und mit einer oft bewährten Maschine. Er ist sicher einer der aussichtsreichsten Bewerber."

Die Bobsine legte die schlanke, kräftige Hand auf den Arm des Kleinen.

Eine rote Welle stieg ihr ins Gesicht, und ihre Augen hatten einen heißen Glanz, als sie den Kleinen ansah.

„Kleiner! Sie müssen Deutscher Meister werden!"

Der kleine Sportwart war zusammengezuckt. So hatte er die „Bobsine" noch nie gesehen, so erregt, aber auch zugleich so schön und begehrenswert war sie ihm noch nie vorgekommen.

Mit zitternden Händen ergriff er ihre Rechte und führte sie zu langem Kuß an die Lippen. Und wie ein Strom von Glückseligkeit ging es über ihn hin, als er wieder aufschaute und in ihren Augen eine Träne sah.

Dann erhob er sich.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Mögen sich Ihre Wünsche erfüllen, nicht, weil ich Sieger sein will, sondern weil alle Ihre Wünsche immer in Erfüllung gehen sollen.

Und wenn die Meisterschaft vorbei ist, wenn ich den Erfolg habe, den ich jetzt in diesem Augenblick ebenso heiß ersehne, wie er mir bisher unbedeutend erschien,

darf ich mir dann die Gewißheit für das holen, was mir durch Ihre Worte in diesen schönsten Minuten meines Lebens als Ahnung aufgegangen ist?"

Die „Bobsine" gab ihm stumm die Hand. Ihre nun wieder klaren Augen hielten seinen Blick aus. Dann stand auch sie auf.

„Lassen Sie uns zu den anderen gehen."

Und am Arm des Kleinen schritt die schlanke „Bobsine" durch die Halle, die Treppe hinauf zur Bar, in der auf hohem Schemel die Baronin und der Lange, den eisgekühlten Sekt vor sich im hochstengeligen Kelch, über Liebe, Frauen und Treue philosophierten, während der breite Schatzmeister, der junge Führer und der fröhliche Berliner einem Vortrag zuhörten, den der Bobkonstrukteur in gewohnter Umständlichkeit über eine neue Kufenkonstruktion hielt.

An der Tür blieben die beiden einen Augenblick stehen. Das war hier eine andere Welt als die, aus der sie gekommen. Hier regierten der Leichtsinn, das Begehren, die Eitelkeit, der Sport in seiner zerpflückenden, pedantischen Theorie.

Und hier hatten zwei Menschen nichts zu suchen, die sich vor wenigen Minuten tief in ihr Inneres gesehen hatten und deren Leben von nun an gemeinsame Wege gehen sollte.

„Es ist schon spät, und morgen müssen wir früh zur Stelle sein. Lassen Sie uns gehen!"

Sie traten in den Vorraum der Bar zurück, gingen den Weg, den sie gekommen waren, und trennten sich unten am Fuße der Treppe mit einem ehrlichen, festen Händedruck.

„Auf schöne, glückliche Tage!"

„Auf einen vollen Erfolg und einen Sieg mit der Aussicht auf einen herrlichen Preis."

Dann wandten sie sich. Die „Bobsine" mit einem Gefühl unendlichen Glückes, so wie es ein Mensch empfindet, der einen anderen froh gemacht, sich selbst aber dadurch am reichsten beschenkt hat. Der Kleine voller Dankbarkeit, voll seliger, wunderbarer Träume.

Und dann, mit einem Ruck sich und seine Gedanken der Wirklichkeit wiedergebend:

„Ich muß die Meisterschaft gewinnen, ich will, und ich werde sie schaffen!"

XVII.

„Das hätte mir gerade noch gefehlt."

Der lange Graf drehte sich nach der Bartür um, aus deren Rahmen die „Bobsine" und der Kleine soeben verschwunden waren.

„Warum? Ihre Schwester ist ein sehr nettes, junges Mädel, und der Kleine — ich weiß nicht — ich mag ihn gern."

„Ja, aber hier oben in der Bar . . .! Man ist doch ungestörter ohne den kontrollierenden Blick der Schwester und den sachlichen Ernst des Kleinen."

„Wollen Sie denn so ungestört sein?"

Die Baronin sah den Langen von der Seite an. Er interessierte sich für sie, und das mußte sie nützen, mußte ihn mit allen Mitteln zu halten suchen.

Er war nicht besser als alle die anderen um sie herum, nicht besser, aber auch nicht schlechter. Aber er galt hier etwas im Kreise der Bobfahrer, im Hotel, in Schierstädt. Ueberall, wohin er kam, war er bekannt, wurde er mit Vorzug behandelt. Und ein Schein des Glanzes, der ihn umgab, fiel auch auf sie. Und das war ihr gerade recht.

Sie sonnte sich in dem Gefühl, vor all den vielen Frauen ausgezeichnet zu sein, die den Langen umkreisten, und darüber vergaß sie ganz, daß sie ihn eigentlich kühl hatte behandeln wollen.

In der Angst, daß er sich ebenso spontan von ihr abwenden könnte, wie er sich ihr zugeneigt, gab sie ihm mehr, als sie sich vorgenommen, und klammerte sich an ihn mit der ganzen Kraft weiblichen Scharfsinns, weiblicher Koketterie und Verheißung.

Und nicht zufällig fiel immer wieder das Achselband der eleganten Abendtoilette von ihrer schönen Schulter, zeigte sich unter dem kurzen Saum des Kleides das Knie, vom Seidenstrumpf prall umspannt.

Nur mehr Komödie war das Drohen mit dem rosigen Finger, als sie seine heißen Lippen auf ihrer Schulter brennen fühlte. Ihr kurzer, ängstlicher Blick nach dem jungen Führer hinüber deutete für den Langen, den Kenner der Frauen, mehr auf eine Aufmunterung als auf eine Ablehnung seiner immer heftiger werbenden Worte.

Allmählich füllte sich die Bar. Die Kapelle war aus der Halle heraufgekommen, die Bobfahrer, die unten noch erzählend zusammengesessen hatten, waren der Musik gefolgt.

Der Barkeeper hatte alle Hände voll zu tun. Bestellungen auf Whisky, Coktails, Flips und Cobblers überstürzten sich. Kühler mit goldhalsigen Flaschen wurden herangebracht, und das Barleben begann, so wie es sich nur im Winter im Kreise einer auf das gleiche Ziel abgestimmten Gesellschaft entfalten kann.

Zwischen Tischen und Stühlen hindurch wurde getanzt. In einer Ecke saß eine Gruppe ernsthafter Bobkonkurrenten, in technische Fragen verstrickt. Der Bobkonstrukteur war unter ihnen, der ewig protestierende Oberleutnant, der junge Führer, der Schatzmeister.

Der lustige Berliner betätigte sich an der großen Trommel. Er verstand zwar wenig vom Schlagzeug, ersetzte aber die mangelnde Kenntnis durch lautes Trommeln und kecke Bemerkungen über die vorbeitanzenden Paare.

Vor einer großen Bowle umgeben von seinen Getreuen, unter ihnen sein Schwiegersohn, einer der tüchtigsten Führer, und dem Major, saß der Sanitätsrat.

Das war hier für ihn so das Richtige: eine gute Bowle, Musik, schöne Frauen und fröhliche Jugend. So liebte der ewig junge Korpsstudent das Drum und Dran des Bobsportes, die Tage einer Deutschen Meisterschaft.

Die mächtige Hand umspannte den Stiel des Bowlenglases, einen Moment sah er in das klare Getränk, nahm die köstliche Blume des vom Sekt umperlten Pfirsichs in sich auf.

Dann erhob er seine dröhnende Stimme:

„Ein Ideal sich stets bewahren,
Jung bleiben, auch mit grauen Haaren,
Und nie verzagen in der Not,
Zugreifen da, wo Küsse winken,
Nur ausnahmsweise Wasser trinken,
Stets bei Humor, das walte Gott!"

Die anderen taten ihm Bescheid. Sie hingen alle in aufrichtiger Verehrung an ihrem „Bobvater", ohne den ein Winter in Schierstädt nicht zu denken war. Denn sie wußten, der verstand sie, er nahm sie mit ihren kleinen Schwächen, wie sie sich gaben. Von der hohen Warte des gereiften Alters sah er auf sie herab, nicht hochmütig, nicht besserwissend, sondern wohlwollend und mit väterlichem Sicheinfühlen in die Sorgen seiner großen Kinder.

Und als hätten sie alle nur auf den Trinkspruch des Alten gewartet, machte jetzt die mehr sachliche, von der bevorstehenden Meisterschaft beeinflußte Stimmung, einer ausgelassenen Fröhlichkeit Platz.

Spät erst trennte man sich. Zu spät eigentlich für das am frühen Morgen des kommenden Tages beginnende Training. Aber man entschuldigte die etwas vorgerückte Stunde mit dem „ersten Abend", an dem man nach einem langen Sommer der Trennung nun endlich wieder im alten Kreise vereinigt war.

Der Lange hatte die Baronin bis zu ihrem Zimmer begleitet.

Der junge Führer, der ein wenig zu viel getrunken hatte, war erschüttert ob solcher Ehrung. Immer wieder bedankte er sich für die Begleitung und ließ es sich schließlich nicht nehmen, auch den Langen seinerseits bis vor dessen Zimmertür zu bringen, nachdem der sich mit einem verheißenden Handkuß und einen die Gestalt der schlanken

Baronin werbend umfassenden Blick von der schönen Frau verabschiedet hatte.

Auf dem Wege über den langen Flur faselte der junge Führer weiter von liebenswürdiger Begleitung, wirklich famos, zu nett, und anderen Redensarten, auf die der Lange neben ihm so gar nicht reagierte.

Wenn der dumme Kerl gewußt hätte . . .!

(Fortsetzung folgt.)

Aufstand gegen die Vielmännerei.

Neues aus Tibet.

Auch die Männer emanzipieren sich — nämlich in Tibet. Die Frau ist dort unumschränkte Herrscherin. Das schöne Geschlecht steht dort über den Männern und behandelt die Herren der Schöpfung als Spielzeug. Liebt eine Frau ihren Mann, so behütet sie ihn, ohne ihn aus den Augen zu lassen; aber zuweilen verläßt sie ihn auch, und ein solcher Mann wird von der ganzen Gesellschaft mißachtet. Die Frau kann zum mindesten drei Männer und einen Priester haben.

Es versteht sich, daß alle diese Männer für die Gattin arbeiten, mit Ausnahme des Favoriten.

Aber nun hat sich ein Tapferer erhoben und predigt den männlichen Kreuzzug. Amuki, so ist sein Name, treibt unter Aufsicht seiner Frau Fellhandel in der Provinz Szetschon. Infolge der großen Entfernungen kommt er nur alle zwei Jahre nach Hause. Und während dieser Reisen machte er die Beobachtung, daß in den anderen Provinzen nicht nur die Männer sich nicht den Frauen unterwerfen, sondern daß sie auch frei und unabhängig leben. Amuki empörte sich wenn er an das Sklavenleben dachte, das er und seine Brüder unter der weiblichen Fuchtel führen.

Nachdem er zehn Jahre über den Fall nachgedacht und während dieser Zeit auch einige Tibetaner für seine Sache gewonnen hatte, beschloß er, einen großen Streich zu versuchen. Der von ihm begründete „Verein der Unabhängigkeit“ begann mit der Agitation. Im Herbst des Jahres 1927 fand ein großer Umzug in der heiligen Stadt Lhasa statt. An der Spitze des Zuges trug einer der Männer die Standarte mit der Inschrift: „Agitation des männlichen Geschlechts von Tibet.“ Jedes Mitglied führte ein kleines Fähnchen mit sich mit Inschriften etwa folgenden Inhalts: Nieder mit dem tyrannischen weiblichen Geschlecht! Die Männer müssen in geldlicher Hinsicht unabhängig sein. Schaffen wir die Vielmännerei ab! Unterdrücken wir die Sitten, die einer Frau erlauben mehrere Männer zu besitzen!“

Die Manifestanten verteilten Flugblätter und begaben sich in die Klöster der Lamapriester und flehten diese an, da sie einen großen Einfluß besitzen, sie in ihren Forderungen zu unterstützen. Aber die Priester hörten nicht auf sie, sondern ließen die Hauptmacher überwachen und benachrichtigten die Frauen, sich zur Verteidigung bereitzumachen.

Aber es war schon zu spät. Die Männer, zahlreicher als die Frauen, waren auch fester. Und so entschied sich der Kampf zugunsten des wieder stark gewordenen Geschlechts. Zum Schluß begab sich Amuki mit seinen Freunden in das Regierungsgebäude, um ein Gesetz zur Durchführung seiner Reform zu beantragen, und fügte hinzu, daß, falls die Regierung nichts unternähme, die Männer weiterhin nicht mehr mit den Frauen zusammen leben würden. Nach einigen Tagen sandte die Regierung einen Vertreter unter Begleitung von fünf berühmten Frauen in das Lager der Männer, wo folgender Gesetzentwurf unterzeichnet wurde:

1. Die Regierung muß anerkennen, daß unser Verein ermächtigt ist, alle Männer Tibets zu vertreten.
2. Jede Frau kann nur einen Mann haben, aber wenn dieser stirbt, kann sie wieder heiraten.
3. Die Familie verzehrt die Einkünfte des Mannes, aber die Frau kann ihren Gatten zu keiner Arbeit zwingen.
4. Wenn die Frau stirbt, hat der Mann das Recht, sich wieder zu verheiraten.
5. Wenn der Mann drei Brüder oder mehr hat, kann die Frau sie nicht zwingen, Priester oder Mönche zu werden.
6. Wenn die Gatten sich nicht vertragen, können sie sich trennen und wieder verheiraten.
7. Wenn die Frau unzüchtig ist, kann es der Gatte verhindern und protestieren, oder umgekehrt.
8. Wenn die Gatten zusammen leben, können sie sowohl von dem Vermögen des einen wie des andern leben.

Jedoch ist dieser Gesetzentwurf Entwurf geblieben, und nur im Gebiete von Lhasa hat man die männliche Revolte anerkannt. In den weiten Gebieten des Himalaya und auch in den anderen Provinzen wird die Vielmännerei noch lange Zeit fortleben.

Zum 50. Todestag von Robert Mayer.

Am 20. März gedenkt die naturwissenschaftliche Gelehrtenwelt des 50. Todestages des großen Heilbronner Naturforschers Robert Mayer, des Begründers der mechanischen Wärmetheorie. Nach seiner Lehre ist die Wärme nichts anderes als eine Bewegungsform der kleinsten Stoffteile. Er hat auch das Gesetz von der Erhaltung der Kraft aufgestellt, welches besagt, daß die Summe der Kräfte stets die gleiche ist und Kräfte im Weltall weder neu entstehen noch ganz vergehen. Man hat dieses Gesetz von materialistisch-atheistischer Seite in dem Sinne gedeutet, daß Gott nicht die Welt geschaffen haben könne. Wie wenig das im Sinne des Entdeckers Robert Mayer war, zeigt seine entschieden christliche Einstellung. Auf der Naturforscherversammlung in Insbruck im Jahre 1869 schloß er eine glänzende Rede mit dem berühmten Wort: „Aus vollem Herzen rufe ich aus: eine richtige Philosophie kann und darf nichts anderes sein, als eine Propädeutik (Einführung) in die christliche Religion“. Dieses tapferen Eintretens für das Christentum, das er auch in andern Fällen immer bezeigt hat, soll an seinem Todestage ebenso gedacht werden wie seiner grundlegenden wissenschaftlichen Verdienste.

Henrik Ibsen im Spiegel der Anekdote.

Zu seinem 100. Gedenk-Geburtstage am 20. März 1928.

Von Heinz Berger.

(Nachdruck verboten.)

Henrik Ibsen hat so ziemlich das größte Pech gehabt, das man in „anekdotischer Beziehung“ haben kann. Er fiel bekanntlich in die Hände des Kalauers, jener scheußlichsten Errungenschaft vergangener und gegenwärtiger Unkultur, der das junge Mädchen auf die üble Frage „Kennen Sie Ibsen?“ antworten läßt: „Nein! Wie macht man das?“

Die beste Anekdote ist nicht gut genug, um dies Unrecht wieder auszugleichen. Und um das Maß übervoll zu machen, müssen wir auch noch feststellen, daß ein Großteil der Anekdoten um Henrik Ibsen gar nicht einmal wohlwollend ist. Gewiß: einige zeichnen ihn recht liebenswürdig und bescheiden; andere aber erzählen von Ibsens Heftigkeit, schneller Erregbarkeit, ja sogar von einer nicht abzuleugnenden Eitelkeit.

Sehr sympathisch berührt dieser kleine Zug, den mancher von uns beherzigen dürfte und der uns Ibsens vaterländisches Bewußtsein erweist:

Ibsen hatte eine große Vorliebe für Kartoffeln, die bei keinem Mittagsmahl fehlten sollten. In Italien mundeten ihm nun die kleinen Malta-Kartoffeln ganz hervorragend, so daß nach der Rückkehr nach Norwegen seine Gattin ihm eine ganz besondere Freude und Ueberraschung bereiten wollte und sich Malta-Kartoffeln — nicht ohne Mühe — beschaffte. Ibsen war aber ganz und gar nicht erfreut. Er wies die italienischen Kartoffeln zurück, und erklärte, daß er in Norwegen norwegische Kartoffeln essen wolle. Er berührte die Malta-Kartoffeln nicht, sondern verlangte, daß einheimische sogleich zubereitet würden.

Recht gewinnend ist auch folgendes anekdotische Streiflicht: Im literarischen Freundeskreise kam man auch auf Ibsens Lyrik zu sprechen, und jemand meinte, hier habe Ibsen sich einmal ganz ohne Tendenz, ganz frei, mit voller Liebe und allem Zorn gegeben. Da meinte Ibsen mit vielsagendem Lächeln: „Ja, ja; ich hätt die ‚Kleinen Teufel‘ nicht drucken lassen sollen!“ — Und der Freundeskreis leerte auf das Wohl der „Kleinen Teufel“ die Gläser.

Ein andermal saß man beisammen, feierlich, festlich, in Kopenhagen soll es gewesen sein, und alles Bemühen galt Ibsen, ihn zu feiern zu seinem 70. Geburtstag. Eine Festrede stieg. Man ließ Ibsen, den Künder der Wahrheit, leben. — „Wann hätte ich je eine Wahrheit verkündigt?“ fragte Ibsen. — „Nun, zum Beispiel in ‚Ein Volksfeind‘, wenn Sie den Doktor Stockmann sagen lassen, daß der Mann der stärkste sei, der allein stehe“, lautete die rasche Replik. — „Ja, Gott, Stockmann . . . Was der alles redet: das kann ich doch unmöglich verantworten!“

Lag in dieser Anekdote immerhin eine recht gefällige Eleganz, so zeigt die nächste, die in München spielt, schon den heftigen Ibsen, wenn auch in recht launiger Weise. Bei einer Festivität hatten Martin Greif und Ibsen die Festreden zu halten gehabt, und sie waren — in aller Form und Verbindlichkeit natürlich — sich dabei kräftig über den Mund gefahren. Den Heimweg hatte Ibsen gemeinsam mit Michael Georg Conrad, der nun das Vergnügen hatte, sich Ibsen nicht gerade freundliche Ergüsse über Greif anhören zu dürfen. Vor allem paßte es Ibsen nicht, daß Greif unbekannte tote bayrische Fürsten dramatisiert hatte. Greif solle gefälligst deren Grabesruhe nicht stören! So ging es weiter. um schließlich in der Frage zu gipfeln: „Was gehen den Martin Greif die toten Könige an?“ — Conrad machte nun Ibsen darauf aufmerksam, daß er ja den „Catilina“ geschrieben habe. — „Oho!“ rief Ibsen aus, „der Catilina ist doch kein König gewesen, sondern ein Anarchist! Und dann: ich war damals kein Dramatiker, sondern Apotheker. Catilina ist der erste dramatische Versuch des Apothekers gewesen. Sagen Sie mir: war der Martin Greif je Apotheker?!“

In einem auch heute noch sehr bekannten Münchener Kaffeehaus lieferte Ibsen einmal eine recht peinliche Szene. Er war dort Stammgast, und es wurde ihm jeden Tag der gleiche Tisch reserviert. Einmal aber geschah es, daß der Tisch besetzt war und Ibsen an einem anderen Platz nehmen mußte. Da begann Ibsen zu heulen und zu jammern, man habe ihm sein köstlichstes Ruheplätzchen geraubt.

Von wieder anderer Art war der Auftritt, den es während Ibsens römischem Aufenthalt in der dortigen skandinavischen Kolonie gab. Ibsen war damals ein ungemein eifriger Verfechter des Frauenstimmrechts, der bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit Werbereden vom Stapel ließ. So auch an einem Versammlungsabend der Kolonie, der sonst ein

recht harmloses Programm aufwies. Ibsen hielt seine flammende Rede, mußte aber bald merken, daß er wenig Gegenliebe fand, und forderte plötzlich, jeder Anwesende müsse abstimmen, ob er für oder gegen das Frauenstimmrecht sei. Man fürchtete Ibsens Heftigkeit und willfahrte seinem Verlangen; doch ergab sich eine erdrückende Mehrheit von Stimmen gegen das Frauenstimmrecht. Da packte Ibsen die Wut. Er sprang vom Rednerpult herunter, ergriff den Nächstbesten und schüttelte ihn. Eine Panik brach aus; man glaubte, Ibsen habe den Verstand verloren, und flüchtete. Ibsen beruhigte sich zwar sehr rasch wieder. wurde aber von jenem Abend ab ein abgesagter Feind der skandinavischen Kolonie in Rom, zu deren Versammlungen er nie mehr ging.

Und nun noch abschließend eine Anekdote, die uns beweist, daß auch ein Henrik Ibsen zum Jahrmarkt der Eitelkeit ging. Felix Salten ist mein Kronzeuge. Er beschreibt in seinem Buch „Geister der Zeit" folgende ergötzliche Szene:

Im Wiener Burgtheater fand zur Direktionszeit Max Burckhardts die Premiere von Ibsens „Kronprätendenten" statt. Anschließend leistete Ibsen einer Einladung der „Freien Bühne" zu einem Festmahl Folge, das in einem ersten Wiener Restaurant stattfand. E. M. Kafka, der Vorsitzende der „Freien Bühne", hatte die Aufgabe, Ibsen im Vestibül mit einer Begrüßungsrede zu bewillkommnen. In höchster Erregung erwartete er den verehrten Meister, die Brust voll Erwartung, voll Freude, voll Bangen. Endlich kommt Ibsen. Kafka steuert unter vielen Verbeugungen auf ihn zu, begeistert vom imponierenden Aussehen Ibsens, für das Salten diese Worte findet: „Sein Gesicht gleicht dem Kopf eines Monuments. Scharfe, spitze Klarheit der Züge, gebunden durch einen ungeheuren Willen zu fast bewegungsloser Starre; erleuchtet vom hellen, kühlen Klugheitsblick der Augen, umlodert von den weißen Flammen der Haare und des Backenbartes. Die Oberlippe rasiert, so daß der Mund mit seiner prachtvoll modellierten, dünnen Schweigsamkeitslinnie frei und einprägsam dem Anblick entgegenruht." — So steht Ibsen vor Kafka. Der will mit seiner Rede beginnen. Aber Ibsen wehrt mit leichter Bewegung der Hand ab. „Einen Augenblick bitte!" Dann zieht Ibsen aus der hinteren Rocktasche ein großes blaues Tuch hervor, bearbeitet damit Kopf und Gesicht, sodann greift er in die Brusttasche; ein stattlicher Kamm kommt zum Vorschein. Haar und Bart werden in „Fasson" gebracht. Und dann geht Ibsen auf Kafka zu, durchaus unbefangen: „So — jetzt, bitte!"

Gedenktage.

20. März.

Ibsen als Liebhaber. Rechtzeitig zum 100. Geburtstag des nordischen Dichters am 20. März erscheint soeben im Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig, eine Monographie von seinem Landsmann Gerhard Gran, die Gustav Morgenstern verdeutscht hat. Das wichtige, durchweg fesselnde Buch bringt auch für die Lebensgeschichte des Norwegers manchen neuen Beitrag und darunter eine hübsche Episode aus der Zeit, als der Dreiundzwanzigjährige in Bergen als Dramaturg tätig war. Da heißt es: „Am meisten gab er sich, wie er war, gegenüber einem jungen Mädchen, Rikke Holst, in das er sich verliebt hatte und mit der sich zu allen Tageszeiten traf. Sie war noch Konfirmandin, kaum 16 Jahre alt. Mit ihr sprach er über alles, was ihm auf dem Herzen lag, seine Sehnsucht und seine Zweifel, seinen Ehrgeiz und seine Dichterpläne. Sie war natürlich entzückt und „schwärmte" für den merkwürdigen Mann, der gegenüber allen anderen so verschlossen war und sich nur ihr eröffnete. Ein Verständnis für die schwierigen Gedanken, mit denen er sich herumschlug, hatte sie wohl nicht; sie war ja nur ein Kind, heiter und leichtsinnig, voller Späße und Streiche, reizbar und unbedacht, ebenso schnell geneigt, zu weinen und zu lachen, nur Temperament und Instinkt. Aber gerade diese ungezähmte Natürlichkeit machte auf den Dichtergrübler Eindruck, und ihr gegenüber wurden alle verschlossenen Quellen in seinem Innern frei.

Schließlich schrieb ihr Ibsen ein schönes Gedicht, in dem er um ihre Hand anhielt. Sie wies ihn nicht ab. Aber jung und unsicher, wie sie sich fühlte, wagte sie nicht, sich zu entscheiden; sie bat ihn, zu warten und nach der Konfirmation wiederzukommen; dann konnte man darüber reden, wenn er dann noch ebenso dachte.

Dann trafen sie sich eines Tages; während sie aber miteinander sprachen, kam ihr Vater angestürmt, und Ibsen lief davon. Das wirkte auf das Mädchen wie eine Schütte kaltes Wasser. Sie hatte natürlich erwartet, daß ihr Held standhalten und den Angriff abwehren würde. Seither sprachen sie sich nicht mehr. Ein paar Jahre später war sie mit einem andern verheiratet und er verlobt.

Nach vielen Jahren begegneten sich Ibsen und Rikke Holst (Frau Tresselt) in Christiania. Er sagte „du" zu ihr, was er, soweit sie sich erinnern konnte, damals nie getan hatte. Im Verlauf der Unterhaltung fragte er: „Sag mir, was war eigentlich schuld daran, daß aus uns beiden nichts wurde?" — „Ach, du liefst ja weg, als Vater auftauchte," sagte sie. Er schwieg einen Augenblick; dann antwortete er leise und etwas geniert: „Na ja — Auge in Auge bin ich niemals ein mutiger Mann gewesen."

„Ein neuer Weg zum guten Buch".

Eigene Bücher sind Freunde. Geliehene Bücher gleichen dagegen flüchtigen Bekannten, die wir genossen, uns im Augenblick reizten und bestenfalls Begeisterung abnötigten; dann sind sie in irgend einer unbekannten Ferne unseres Gedächtnisses entschwunden, und wenn in einer frohen und ernsten Stunde einmal Sehnsucht nach ihnen winkt, so macht sie uns traurig und bekümmert, weil wir sie nicht stillen können. Anders das eigene Buch! Das Bewußtsein des Besitzes ist mit ihnen verknüpft, das dem Menschen jenes wundervolle Heimatsgefühl gibt, aus dem er seine besten Kräfte schöpft. Um hier eine Lücke auszufüllen, ist seit etwa vier Jahren die Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin SW. 68, Alte Jakobstraße 156/157, auf den Plan getreten. Diese Organisation hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens es bereits auf über 350 000 ständige Mitglieder gebracht, eine erstaunliche Leistung in der Zeit solcher wirtschaftlichen Not. Der Zusammenschluß zu dieser Gemeinschaft entsprang lediglich der Freude am guten, schönen und billigen Buch. Nicht genug kann hervorgehoben werden, daß die Mitglieder der Deutschen Buch-Gemeinschaft nicht zur Abnahme eines bestimmten Jahrbandes verpflichtet sind, wie das besonders bei Unternehmen ähnlicher Art gefordert wird, sondern in der Auswahlreihe von weit über 250 Bänden sich für ihre jeweilige Geschmacksrichtung ein Buch auswählen können. Dazu wird die Auswahlreihe jährlich mindestens um 50 Bände erweitert. Für den geringen Mitgliedsbeitrag von 4,20 Mark (9 Zloty) pro Vierteljahr erhält das Mitglied nicht nur einen Halblederband nach eigener Wahl, sondern außerdem vollständig kostenfrei die illustrierte Zeitschrift „Die Lesestunde" zweimal im Monat zugesandt. Eine weitere Empfehlung bietet die ausführliche Werbeschrift, welche durch die D. B. G. kostenlos versandt wird.

Aus aller Welt.

Organisierter Bettel. Wie die Moskauer „Arbeiterzeitung" berichtet, besteht in der russischen Hauptstadt seit langem ein vorzüglich organisierter Bettlertrust. Der Trust hat eigene Büroräume, die bisher noch nicht ermittelt werden konnten. Man vermutet, daß sie sich im Geschäftsviertel befinden. Die Zahl der Mitglieder des Trusts soll 150 Bettler betragen. An ihrer Spitze steht ein „Generaldirektor", der zugleich geschäftlicher Leiter ist. Der Generaldirektor bettelt nicht, sondern lebt von den Tantiemen, die ihm die Bettler bezahlen. Es ist nicht leicht, in den Trust, der seinen Mitgliedern große Vorteile bietet, einzutreten. Man muß vor allem aus dem Gouvernement Kaluga stammen und dies einwandfrei nachweisen können. Diese merkwürdige Bestimmung erklärt sich daraus, daß beinahe sämtliche Berufsbettler, die in Moskau eine Klasse für sich bilden, aus dieser Gegend der Sowjetunion gebürtig sind. Die zweite Bedingung ist: die Technik des Bettelns gut zu verstehen, die dritte, sich den Statuten des Trusts ohne Einschränkung zu fügen. Die Einnahmen der Mitglieder des Trusts betragen ungefähr 40 Rubel im Monat, eine in Sowjetrußland ganz anständige Summe, wenn man bedenkt, daß ein mittlerer Beamter und Angestellter 50—60 Rubel im Monat verdient. Ist der Bettler jedoch ein besonders geschickter Bursche, so kann er sein Einkommen noch wesentlich steigern. Sämtliche Bettler haben in ihren Heimatdörfern einen durchaus soliden Haushalt. In Moskau wohnen sie in Nachtasylen. Haben sie eine größere Summe zusammengespart, so kehren sie in ihre Dörfer zurück, um dort ein behagliches Leben zu führen.

Eine hundertjährige Angestellte. Die älteste Arbeiterin, die wohl je in einem Betriebe tätig war, ist in den Goodwill-Werken in Kansas beschäftigt. Anläßlich ihres hundertundsechsten Geburtstages veranstaltete die Firma ein Festmahl, an dem die Jubilarin von Anfang bis zu Ende teilnahm. Sie erzählte dabei lebhaft und anschaulich aus ihrem bewegten Leben. So unter anderem, als sie als vierjähriges Kind von Indianern entführt und von diesen drei Jahre lang gefangen gehalten wurde, bis es ihr gelang, zu entfliehen und nach mancherlei Abenteuern zu ihren Eltern zurückzukehren. Mit 76 Jahren lernte diese von wirklich außergewöhnlicher Lebenskraft Erfüllte noch Lesen und Schreiben, weil sie sonst ihren Posten nicht hätte weiter versehen können. Das Interessanteste aber ist, daß Emma Macmahon mit ihren 106 Jahren noch frisch und rüstig ihrem Berufe nachgeht. Sie ist Oberaufseherin in der Wäsche-Ausbesserungsabteilung und die ihr unterstellten jungen Mädchen erklären, daß „Großmutter" scharf aufpasse und keine Nachlässigkeiten in ihrem Reiche dulde.

Fröhliche Ecke.

Der Zauberer. Der Zauberer hatte mit seinen Vorführungen keinen rechten Erfolg, aber er entließ sein mehr resigniertes als amüsiertes Publikum nicht.

„Nun, meine Herrschaften", rief er, seine Hände an einem fröhlich bemalten Taschentuch reibend, wenn mir jetzt jemand von Ihnen ein Ei gibt, so werde ich Ihnen ein wahrhaft erstaunliches Kunststück vorführen.

Einige Sekunden lang vollständige Stille. Dann eine helle, laute Stimme von der Galerie:

„Wenn hier irgend jemand ein Ei gehabt hätte, hätten Sie es schon längst."

Der Festredner. Bürgermeister (zum scheidenden Ehrenbürger, der die Stadt verläßt): „Meine Herren, ich fordere Sie auf, sich zu erheben und auf das Wohl unseres allbeliebten und hochverehrten Ehrenbürgers Heinrich Töpfer, der an meiner Rechten sitzt, zu trinken. Er wurde hier geboren, er heiratete hier und wir haben alle gehofft, daß er auch unter uns sterben werde. Aber leider war ihm das nicht vergönnt!"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.